

TIM SOHR

Woanders is' auch scheiße

ROMAN

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2014 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: plainpicture/Bias; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51531-0

2 4 5 3 1

Inhalt

Prolog

Fischstäbchen	15
An der Bushaltestelle	22

Schweigen ist feige

SAISON 1991/92 (D-JUGEND)

Vorspiel	31
Im Vereinsheim	36
Die Regeln der Kabine	45
Kein Gegner	51
Brigitte Nielsen	60
Ein Mann sieht Rot	70

Ich hab' geträumt von dir

SAISON 1992/93 (D-JUGEND)

Saisonvorbereitung	79
Stimmen wie richtige Kerle	86
Das Eisspray	98
Im Porsche	108
Einmal Star und zurück	114

Zu geil für diese Welt

SAISON 1993/94 (C-JUGEND)

Alicia	129
Mit 14	136
In Amiland	142
Die Mädchen der Fortuna	156
Der letzte Spieltag	166

Männer sind Schweine

SAISON 1994/95 (C-JUGEND)

Das Zigarettenschwein	177
Das erste Mal	183
Unter der Dusche	190
Der Paschke-Pokal	195
Konsequente Konsequenzen	205
So perfekt	210

Kerzeleid

SAISON 1995/96 (B-JUGEND)

Srebrenica	219
Von oben	227
Der Bauch an meiner Seite	230
Ich liebe dich	236
Der kann nix!	242
Im Namen des Sohnes	249
Frühschoppen	256
Malle Mallorca	262

Jungs, hier kommt der Masterplan

SAISON 1996/97 (B-JUGEND)

Trauerarbeit	281
Rocky und der Tiger	287
Irgendwann nach Mitternacht	299
Der Discman	309
Hast du Probleme, Papa?	318
Die vier Phasen der Versöhnung	322
Die pralle Pam	325
Rubbeldikatz am Borsigplatz	331

Tod im Freibad

SAISON 1997/98 (A-JUGEND)

Krank	339
Der Neue	345
Wenn du groß bist	352
Frohes Fest	361
Niemals geht man so ganz	374

Schönen Gruß, auf Wiedersehn

SAISON 1998/99 (A-JUGEND)

Alles auf Akku	385
Auf Crange	394
Ich so, er so	406
Tamagotchi	414
Raus!	422
Abpiff	430
Winke-winke	438
Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin	443

Für Henning und Jörg

Living life like a comatose
Ego loaded and swallow, swallow, swallow
(Manic Street Preachers – Motorcycle Emptiness)

Prolog

Fischstäbchen

Das klingt jetzt vielleicht nicht besonders lässig, aber ich war ein ängstlicher Junge.

»Ihr Sohn hat sehr lange Wimpern«, sagte der Kinderarzt zu meiner Mutter, »das bedeutet, dass er extrem sensibel ist.«

Ich wusste damals gar nicht genau, was »sensibel« bedeutet, aber es musste etwas Schlimmes sein, denn Mutter strich mir mitfühlend über den Kopf.

Ich war einfach total uncool – nicht so uncool wie die Kinder, die aus den Lamy-Füllerpatronen die Kugeln gesammelt haben, auch nicht so uncool wie Steve Urkel, nein, eher mental. Obwohl ich in der Schule sogar relativ beliebt war: Ich war zwar nicht besonders groß, trug aber auch keine Brille oder ein Pflaster über dem Auge. Meine Noten konnten sich sehen lassen, weshalb sich die coolen Kinder gut mit mir stellten, damit sie bei mir abschreiben konnten, wann immer sie wollten. Meistens hielt ich die Klappe, was auch daran lag, dass ich mir so viele Gedanken machte. Tagelang zerbrach ich mir den Kopf über Dinge, die andere Kinder keine Minute beschäftigt hätte. Das meine ich mit uncool.

Ein Beispiel: Als Mutter mir am Freitagabend einmal verbot, die neue Folge meiner Lieblingsserie *Ein Fall für zwei* zu gucken, und mich stattdessen frühzeitig ins Bett schicken wollte, entbrannte ein fürchterlicher Streit zwischen uns. Ich wollte nicht wahrhaben, dass ich das neueste Abenteuer von Matula

verpassen würde. Überhaupt Matula, dieser coole Hund, der noch unter jedem Garagentor hindurchrollte wie ein, äh, cooler Hund, der unter allem hindurchrollt – Matula hatte vieles von dem, was ich gerne gehabt hätte (zum Beispiel Lässigkeit und eine harte Faust), und deshalb war er neben Michael Knight aus *Knight Rider* der TV-Held meiner Jugend. Den Kerl konnte ich doch nicht verpassen!

Mutter war das egal: »Du bist zehn Jahre alt und völlig übermüdet, du gehst jetzt ins Bett!«

Da war nichts zu machen, weshalb ich ihr in meiner hilflosen Wut hinter ihrem Rücken den Mittelfinger – den *Fickfinger*, wie es bei uns in der Schule hieß – zeigte. Eine schlimme Geste, die ich schnell bereute. Wütend stapfte ich noch die Treppenstufen unseres kleinen Reihenhauses in Diepenbusch hinauf, aber kaum in meinem Zimmer angekommen, wandelte sich die Wut über den frühen Zapfenstreich in ein fürchterliches Schuldgefühl.

Ich hatte meiner Mutter den Fickfinger gezeigt! Der Frau, die mich zur Welt gebracht hatte, die sich um mich kümmerte und mich umsorgte in jedem einzelnen Moment unseres mühseligen Provinzalltags, die sich für mich abstrampelte, die mich abgöttisch liebte und immer für mich da sein würde, bis ans Ende aller Tage.

Dieser Frau hatte ich den Fickfinger gezeigt! Was war bloß in mich gefahren?

In den nächsten Tagen quälte mich mein schlechtes Gewissen wie nie zuvor. Ich konnte meiner Mutter kaum noch in die Augen schauen. Sie führte mein seltsames Verhalten wahrscheinlich auf unseren Streit wegen *Ein Fall für zwei* zurück, jedenfalls fragte sie nicht weiter nach und behandelte mich ganz normal – ein wenig kühler und distanzierter vielleicht, aber normal.

Währenddessen arbeitete die Reue in mir. In meinem Bauch kribbelte es wie kurz vor der Achterbahn, mein Mund war

ständig trocken, mein Jungenpuls raste in ungesunde Höhen. Ich begann sogar zu beten, abends vor dem Schlafengehen, weil ich sonst kein Auge zugetan hätte. Das war auch insofern albern, als ich weder getauft war noch eine Kommunion oder Konfirmation vor mir, noch sonst irgendwelche Berührungspunkte mit der Kirche hatte außer dem Schulgottesdienst in der Susannenkirche – den allerdings ganz schön oft: jeden Dienstag um 8 Uhr. Meine Familie war eine ziemlich atheistische Horde, und so wurde ich auch erzogen. Umso lächerlicher, dass ich mich in meiner Scham und meiner Schuld jetzt an den sogenannten *lieben Gott* wandte. Aber zu irgendwas musste der Typ ja gut sein, Amen.

Doch auch die Gebete nahmen mir mein schlechtes Gewissen nicht. Nach über einer Woche beendete ich mein Martyrium schließlich auf die härteste Weise: Ich beichtete meiner Mutter, was ich getan hatte. Dass ich ihr den Mittelfinger gezeigt hatte, nachdem sie mich vor *Ein Fall für zwei* ins Bett geschickt hatte. Sie war gar nicht böse, nein, sie lächelte sogar. Sie fragte mich noch, ob ich denn wüsste, was dieser Finger zu bedeuten habe. Ich zuckte mit den Schultern und schluckte den dicken Kloß in meinem Hals hinunter, und Mutter erklärte es mir ganz ruhig und in aller Ausführlichkeit, wie es ihre Art war.

»Es tut mir leid, Mama«, sagte ich anschließend, und sie streichelte mir über den Kopf, genau wie damals, als der Arzt das mit meinen langen Wimpern gesagt hatte.

Aber auch nach dieser befreienden Beichte wusste ich, dass meine innere Ruhe trügerisch und nur vorübergehend sein konnte. Es war nur eine Frage von Tagen, vielleicht sogar Stunden, bis wieder etwas vorkäme, was mich beschäftigen würde, worüber ich mir jeden Abend vor dem Einschlafen den Kopf zerbrechen würde, woran ich jeden Morgen nach dem Aufwachen denken würde. Das konnte alles sein: eine falsche Geste (wie der Mittelfinger), ein Angriff auf mich (wie die Dro-

hung meines Klassenkameraden Viktor, mir die Fresse zu polieren, nachdem ich – aus Versehen! – seinen Kakao getrunken hatte) oder eine schlimme Meldung in den Nachrichten (das Geiseldrama von Gladbeck zum Beispiel, die brennende Rolltreppe in der Londoner U-Bahn-Station King's Cross St. Pancras oder die Flugschaukatastrophe von Ramstein).

Es gab nichts, das mich nicht verrückt machen konnte. Ich kam eigentlich nie zur Ruhe.

Umso wichtiger waren die Eckpfeiler des Alltags, auf die ich mich verlassen konnte. Ich nannte sie Konstanten. Die Konstanten hatten eine beruhigende Wirkung auf mich und sorgten für seltene Entspannung in meinem Kopf, in meinem ganzen Körper.

Zu den Konstanten konnte alles gehören, was immer wiederkehrte und mir deshalb ein Gefühl der Sicherheit gab. Ich wusste, selbst wenn alle Stricke reißen, die Konstanten würden mich nicht im Stich lassen.

Eine dieser Konstanten waren die *TKKG*-Kassetten, die ich mit sechs oder sieben Jahren zu sammeln begann und die ich noch bis ins hohe Teenageralter – selbstverständlich heimlich – zum Einschlafen hörte. Wegen Tarzan, dem Anführer der Bande, hatte ich kurz vor meinem Start bei der Fortuna sogar überlegt, ob ich nicht doch lieber einem Judo-Verein beitreten sollte. Schließlich legte Tarzan, der sich im Laufe der Reihe in Tim umbenennen sollte, mit seinen Judo-Tricks nicht nur reihenweise Verbrecher aufs Kreuz, er beeindruckte damit vor allem seine Freundin, die blonde Gaby Glockner, die ich mir immer ungefähr so hübsch wie meine große Liebe Melanie vorstellte. Tarzan war in jeder Hinsicht ein Vorbild, und *TKKG* war eine Superserie, die ich zum Einschlafen dringender brauchte als die Tatsache, dass meine Kinderzimmertür noch einen Spalt offen blieb, damit Licht aus dem Flur ins Zimmer fiel – auch wenn mich einige allzu spannende Folgen nachhal-

tig traumatisierten. Als Beispiel sei hier nur die ultragruselige Episode Nummer 43 genannt: »Gefangen in der Schreckenskammer«.

TKKG waren die besten Kassetten, da konnten *Fünf Freunde* oder *Die drei ???* einpacken. Ende der Diskussion.

Eine weitere wichtige Konstante waren die Fischstäbchen, die im Kindergarten und auch später im Kinderhort immer freitags auf den Tisch kamen – meistens zusammen mit Kartoffelpüree und Erbsen. Keine Mahlzeit schmeckte mir besser, und als ich nach der sechsten Klasse nicht mehr in den Kinderhort gehen musste, weil mein Vater vorzeitig in Rente ging, nötigte ich ihn weiterhin, mir jeden Freitag ein paar Fischstäbchen auf den Teller zu packen. Die fröhliche Fresse von Käpt'n Iglo sorgte bei mir für eine innere Wärme, die bis heute kein Essen dieser Welt je in einer ähnlichen Intensität in mir auslösen konnte. Ich habe gelesen, dass Fischstäbchen heutzutage als typisches Jungesellengericht gelten – das Lieblingsgericht der männlichen Singles, die wohl nie eine Frau finden werden. Ein Verlierergericht. Keine Ahnung, ob da was dran ist. Mir haben Fischstäbchen jedenfalls meine Kindheit gerettet. Und auch wenn ich sie heute so gut wie nie mehr esse, auch weil sie so ein schlechtes Image haben, bin ich ihnen dafür ewig dankbar.

Eine weitere Konstante war der Freitagskrimi – der erwähnte *Fall für zwei* mit Matula, aber auch *Derrick* oder *Der Alte*. Nie fühlte ich mich geborgener als auf dem Sofa mit meinen Eltern, während die (selbst für einen neun-, zehn-, elfjährigen Jungen) todlangweiligen ZDF-Klassiker liefen. Die Beschäftigung mit diesen Serien beruhigte mich, den nervösen Jungen aus Diepenbusch bei Dortmund, so sehr, dass ich sogar Episodenguides anfertigte: kleine Kladden, in denen ich das Datum der Ausstrahlung sowie den Titel der jeweiligen Folge inklusive kurzer Inhaltsangabe notierte. Die Freitagabende, an denen einmal im Monat das unvermeidliche *Aktenzeichen XY ... un-*

gelöst auf dem Programm stand, waren verschenkte Freitagabende, die aber nur eine noch größere Vorfreude auf den nächsten Freitag und den nächsten Krimi schürten.

Sowieso versorgte mich das Fernsehen Anfang der Neunziger noch zuverlässiger mit Konstanten, als es heutzutage überhaupt möglich wäre. Ein weiterer fester Termin neben dem Freitagskrimi war der Sonntagvormittag auf MTV: Die Hitparaden-Clipshow *MTV European Top 20* ersetzte eine musikalische Früherziehung, die spektakulären Musikvideos jener Zeit waren mein Blick über die Grenzen des Landes oder Kontinents hinweg, hinaus in die große weite Welt. In der Videothek meines inneren Auges stehen die Videos zu den unvergesslichen Welthits jener Tage bis heute allzeit auf Abruf bereit: Sinead O'Connor's Träne in *Nothing Compares 2 U*, Slashes Gitarrensolo vor der Wüstenkathedrale in *November Rain*, das Lächeln der bildschönen Shanice in *I Love Your Smile*, das Vintage-Video *Would I Lie To You* von Charles & Eddie, Curtis Stigers' Saxophon in *I Wonder Why*, Michael Jacksons *Black Or White* – die Liste ist so beliebig wie endlos fortsetzbar. Jeden Sonntag von 11 bis 13 Uhr saß ich gebannt vor dem Fernseher und fragte mich, was das wohl für Menschen sein mussten, die Musik von Krachmachern wie Nirvana oder Pearl Jam kauften (das verstand ich erst ein paar Jahre später), oder ob *I Will Always Love You* von Whitney Houston immer noch (wie schon seit gefühlten hundert Wochen) auf Platz 1 der Charts stehen würde.

Sicherer als an diesen Terminen vor dem Fernseher fühlte ich mich tatsächlich nur auf dem Fußballplatz. Denn von meinem ersten Spiel für Fortuna Diepenbusch im Sommer 1991 an gab mir der Fußball mehr Sicherheit als alles andere. Beim Fußball hatte ich nie Angst. Ganz egal, welche Höhen und Tiefen, welche Kämpfe und Dramen, welche Liebe und welcher Hass sich rund um die Bezirkssportanlage am Waldweg abspielten – so-

bald ich auf dem Platz stand und Mokkas Vater das Spiel angepiffen hatte, spürte ich ein unerschütterliches Vertrauen in meine eigene Stärke. So stark war dieses Gefühl, dass ich schon bald nach meinem Vereinsbeitritt auf die anderen Konstanten verzichten konnte.

Zumindest eine Konstante betreffend, war das auch besser so. Denn Jahre später, in der Halbzeitpause eines ganz schwachen Spiels gegen die Eintracht, machte unser B-Jugend-Trainer Dirk mir meine indiskutable Leistung mit folgenden Worten deutlich: »Du spielst wie ein Fischstäbchenfresser!«

An der Bushaltestelle

Philipp Lahm hat mir die Karriere geklaut. Das wusste ich spätestens nach seinem Traumtor gegen Costa Rica im Eröffnungsspiel der WM 2006 in Deutschland. Natürlich sprang ich zunächst jubelnd auf, brüllte meine Freude in den Frühsommerhimmel und fiel meinen Kumpels um den Hals. Nachdem sich die erste Ekstase gelegt hatte, wurde ich aber für einen Moment nachdenklich. Ich malte mir die nächsten vier Wochen aus, bekam eine Ahnung von der einmaligen, völkerverbindenden, größten Party der Welt, die sich in Deutschland abspielen würde: in meinem Heimatort, auf dem Vereinsgelände von Fortuna Diepenbusch, aber auch hier in Berlin, wo ich inzwischen studierte. Für einen Monat würde die gesamte Menschheit die Melodie von »Love Generation« pfeifen.

Als Philipp Lahm traf, wurde mir klar, dass ich tatsächlich eine Chance gehabt hatte. Eine Chance, die deutsche WM-Geschichte auf heimischem Boden mitzuschreiben, so wie Lahm an diesem 9. Juni. Eine Chance, wie sie alle anderen Linksverteidiger im deutschen Jugendfußball der Neunziger auch gehabt hatten. Eine Chance, meine tollkühnen Bolzplatzfantasien dieser längst vergangenen Jahre zu verwirklichen.

Aber diese Chance hatte ich längst vergeben. Dafür gab es viele Gründe, aber über die Gründe dachte ich in dem Moment, als Lahm traf, nicht nach. Vielmehr dachte ich an meine Zeit bei der Fortuna. An die Zusatzschichten, die ich alleine auf dem kleinen Gummiplatz geschoben hatte, damals, mit elf, zwölf, dreizehn Jahren. Wie ich Freistöße über imaginäre Mauern zirkelte und jubelnd abdrehte. Wie ich unsichtbare Gegenspieler umdribbelte, während ich gleichzeitig kommentierte:

Borowski schnappt sich den Ball, kurz hinter der Mittellinie, vorbei an Cinquecento (ein argentinischer Mittelfeldspieler, den ich mir ausgedacht hatte), vorbei an Arbelao (argentinischer Abwehrspieler, ebenfalls ausgedacht), er täuscht einen Schuss an, schlägt einen Haken und – Tooooooooooor! Tor durch Borowski! Das 1:0 für Deutschland in diesem Finale von München! Das Olympiastadion bebt, wie ich es selten erlebt habe, meine Damen und Herren ... 1:0 für Deutschland! Karlheinz Borowski, meine Damen und Herren, und man ist ja fast geneigt zu sagen: Wer sonst?!?

So stellte ich mir das vor, das WM-Finale 2006 gegen Argentinien in Deutschland. Ich konnte damals nicht wissen, dass die WM 2006 tatsächlich in Deutschland stattfinden würde, aber ich rechnete ein paar Jahre voraus, und ich rechnete mir aus, dass ich mit sechsundzwanzig Jahren im besten Fußballeralter sein würde (auch wenn das beste Fußballeralter Anfang der Neunziger noch bei ungefähr dreißig Jahren lag) – und in meinem besten Fußballeralter sollte die WM dann doch bitte schön in Deutschland über die Bühne gehen. Das letzte deutsche Turnier hatte 1974 stattgefunden, und in diesem so unendlich fernen Jahr 2006, so dachte ich, wäre es also mal wieder an der Zeit. Und auch wenn ich mir die Welt des neuen Jahrtausends damals eher so vorstellte wie in Sylvester Stallones Film *Demolition Man*, war ich mir doch sicher, dass sich im traditionsbewussten Fußball nicht allzu viel geändert haben würde: deshalb Argentinien als Endspielgegner (wie 1986 und 1990), deshalb auch das Finale in München (wie 1974).

Nun war es also tatsächlich 2006, es war tatsächlich WM in Deutschland, und es wurde tatsächlich in München gespielt (wenn auch das Eröffnungsspiel und nicht das Finale, und auch nicht im Olympiastadion, sondern in der neuen Arena in Fröttmaning, aber immerhin) – und Lahm machte das erste Tor, der

Startschuss des Sommermärchens und die nächste Stufe in der Weltkarriere des kleinen Außenverteidigers mit der hohen Stimme. Mir war Lahm noch nie ganz geheuer. Er ist der perfekte Profi, glatt und schwer zu greifen. Eigentlich verkörpert er alles, was bei uns im Verein verachtet wurde. Er steht für nichts von dem, was bei der Fortuna wichtig war. Lahm ist sein eigener Pressesprecher und wirkt wie ein Politiker, der sehr viel Wert auf seine Außendarstellung legt und den Journalisten die Allgemeinplätze in die Mikrofone diktiert, die sie von ihm erwarten. In Diepenbusch wurden dagegen lieber klare Ansagen gemacht, die auch mal weh taten. So wusste ich wenigstens immer, wie ich am Wochenende wirklich gespielt hatte. Wenn ich gut war, bekam ich die gemischte Tüte am Büdchen umsonst. Auch flüchtige Bekannte gratulierten meiner Mutter sonntags beim Bäcker, wenn ich meinen Gegenspieler tags zuvor im Griff gehabt hatte. Dieselben Menschen ließen sie aber auch wissen, wenn sie mit meiner aktuellen Form überhaupt nicht einverstanden waren.

Nie werde ich vergessen, wie ich plötzlich zur Person des öffentlichen Interesses bei uns im Ort wurde: In meiner ersten Saison als D-Jugendlicher bei der Fortuna sah ich im Derby gegen unseren Erzrivalen Viktoria die Rote Karte, wenn auch vollkommen unberechtigt, aber Mokkas Vater führte sich als Schiedsrichter immer besonders streng auf (damals war es üblich, dass der Elternkreis der Heimmannschaft den Schiedsrichter stellte). Im Anschluss an meinen Platzverweis verspielten die Jungs eine 2:0-Führung und verloren am Ende mit 2:3. Am Montag danach wurde ich an der Bushaltestelle von wildfremden Leuten angequatscht: »Wegen Kerlen wie dir steigen wir noch ab«, maulte mich ein Mittvierziger mit Rauhaardackel an, nur um mir gleich im Anschluss an seine Standpauke einen versöhnlichen Klaps auf den Hinterkopf zu geben: »Wird schon wieder!«

»Junge«, fauchte mich eine ältere Dame an und wedelte dabei mit ihrem Handtäschchen, »du musst dich besser im Griff haben!« Aber auch sie lächelte nachsichtig und tätschelte mir die Wange.

Dann kam Akku, ein quadratisch aussehender Krawall-Albaner, dem in Diepenbusch der Ruf eines gefährlichen Schlägertypen vorauseilte. Er wohnte im Problembezirk am Heußweg, der aus genau zwei Hochhäusern bestand – demselben Problembezirk, in dem auch unser Mittelfeldspieler Martin wohnte. Akku galt als gewalttätig, und mich durchzuckten Blitze, als er sich vor mir aufbaute und seine Hand mit festem Griff in meinen Nacken legte.

»Kalli«, sagte er mit ruhiger Stimme, ich hatte keine Ahnung, woher er meinen Namen kannte, »du kannst froh sein, Malaka.«

Ma-was? Er sah mich an, als erwartete er eine Reaktion. Ich schnappte nach Luft.

»Du kannst froh sein«, hob er wieder an, »dass ich nicht gewettet habe.«

Erst Jahre später sollte ich verstehen, was er meinte.

»Du bist ein guter Junge«, fuhr er fort, »die Fortuna kann sich glücklich schätzen. Aber ab jetzt wird keine Scheiße mehr gebaut! Haben wir uns verstanden?«

Ich nickte, und Akku ließ von mir ab. Dann lächelte auch er und sagte: »Viel Glück am nächsten Samstag!«

Mit der glitschigen Rhetorik eines Philipp Lahm hätte ich Akku nicht kommen dürfen, aber auch der Oma oder dem Typen mit dem Rauhaardackel nicht. Die wussten alle ganz genau, wie ich gespielt hatte, weil sie sich ihre Meinung selbst gebildet hatten.

Vielleicht hätte ich mich mit dieser fußballerischen und gesellschaftlichen Früherziehung in höheren oder gar professionellen Klassen gar nicht zurechtgefunden, wer weiß. Aber das sind

Fragen, die ich mir erst heute stelle und die zu Beginn der Neunziger keine Rolle spielten. Damals hatte ich noch den Traum von der Nationalmannschaft, und ich hatte auch noch eine Chance auf die WM 2006, zumindest theoretisch. Wie alle anderen Linksverteidiger in allen anderen D-Jugend-Mannschaften des Landes auch.

Begegnungen wie jene an der Bushaltestelle waren entscheidende Momente für mich. Ich lernte, dass die Launen der Leute auch von meinen Leistungen abhängen würden, zumindest ein bisschen. Immer wieder musste ich mich der ehrlichen Kritik aus der Bevölkerung stellen. Vielleicht war die Wirkung meines Spiels nicht vergleichbar mit den Leistungen eines Bundesligaprofis beim BVB oder auf Schalke oder so. Aber die Fortuna war das Aushängeschild unseres Städtchens, von der F-Jugend bis zur Altherrenmannschaft. Zur Fortuna hatte in Diepenbusch jeder eine Meinung und tat sie auch kund, ob an der Bushaltestelle oder beim Bäcker. Mit einem Sieg im Rücken konnten wir uns gegenüber den Nachbarn aus den umliegenden Orten immer besonders gerade machen. Wir konnten diese kurzen Momente des Triumphes gut gebrauchen, denn wir waren ein unscheinbares Städtchen, knapp zwanzigtausend Einwohner auf sieben Quadratkilometern, ländliches Ruhrgebiet, hoher Ausländeranteil, keine Exportschlager außer *Paschke PS* (der Kfz-Werkstatt unseres Vereinspatrons Paschke) und der Fortuna.

»Wenn ihr gegen die Pfeifen gewinnt«, puschte uns Paschke vor den Lokalderbys gegen die direkten Nachbarn von Viktoria gerne, »dann gucken die ein halbes Jahr wie Pimmel ausse Schublade!«

Und wenn uns in späteren Jahren mal wieder ein sogenannter Berater mit einem anrühigen Angebot eines größeren Vereins vom Waldweg weglocken wollte, machte Paschke uns unmissverständlich klar, was er davon hielt: »Woanders is' auch scheiße!« – Das war allerdings seine Antwort auf so manches.

Vielleicht entstanden meine Träume vom Weltruhm aus diesem Standortnachteil heraus, aus der Position des ewigen Außenseiters, die in der Region bis heute mit der Muttermilch verabreicht wird. Vielleicht waren es aber auch einfach nur die ganz normalen Träume eines jeden Fußballjungen. Vielleicht träumte jeder Linksverteidiger in den Neunzigern von den Weltmeisterschaften 2006, 2010 und 2014. Dann trägt Philipp Lahm heute stellvertretend für uns alle die Binde und führt die Nationalmannschaft aufs Feld. Wenn es so ist, muss ich ganz klar sagen: Wäre er in Diepenbusch groß geworden, wäre er womöglich nicht so ein überragender Fußballer geworden. Aber ein paar bessere Sprüche würde er zwischendurch schon raus-hauen.